

Bernd Neuser

Gemeinde als Handlungsfeld interreligiösen Lernens

Auf vielfältige Weise aktivieren Kirchengemeinden den Dialog der Religionen und nehmen die andersreligiöse Nachbarschaft als Lernfeld wahr. Ihre Motive sind zum einen der Friedensauftrag und der Abbau von Ängsten, zum anderen die eigene Selbstvergewisserung und Umorientierung und schließlich das Ziel partnerschaftlicher Begegnung. Zur Unterstützung dieser Arbeit hat sich in den letzten 20 Jahren ein Netzwerk an Beratungsmöglichkeiten und Arbeitsebenen gebildet. Kirchliche Verlautbarungen und Handreichungen sind erstellt worden. Vier Beispiele sollen neue Entwicklungen verdeutlichen: Unterrichtende im Korankurs, im Konfirmandenunterricht und im Kommunionunterricht hospitieren gegenseitig in ihren Katechesen. Ein Gemeindehaus wird zum Ort des Lernens durch eine interkulturelle Spinnstube und weckt Interesse an der Herkunftskultur von Migrantinnen. Interreligiöse Gebete brauchen Erfahrung und das Einhalten von Grenzen. Muslimische Frauen gestalten im Gemeindehaus eine Ausstellung zu ihrem Glauben und ihrem Lebensgefühl.

Warum stellt sich christliche Gemeinde der Aufgabe des Dialogs?

Kirchengemeinden entdecken zunehmend den interreligiösen Dialog. Umfragen in den rheinischen und westfälischen Gemeinden zeigen, wie sehr das Interesse seit den 1990er-Jahren gewachsen ist, auf der Ebene der Kirchengemeinde Informationen über den Islam zu erhalten und Begegnungen mit muslimischen Nachbargemeinden zu erleben. Die Liste der Aktivitäten reicht von Dialogveranstaltungen, gemeinsamen Gebeten, interreligiösen Schulfeiern, Islamseminaren der gemeindlichen Erwachsenenbildung, Kirchen- und Moscheeführungen bis zu religionsübergreifenden Studienreisen, Kunstausstellungen und Konzerten.

Die Verantwortung für den nachbarschaftlichen Frieden ist eine Hauptmotivation von Gemeinden zum Dialog. Aus dem Auftrag zur Versöhnung (Joh 3,16; 2 Kor 5,19f.)¹ und aus dem Friedensauftrag heraus versuchen sie,

¹ Joh 3,16: Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Vorurteilen und Feindbildern auf beiden Seiten auf die Spur zu kommen. Angesichts einer wachsenden Angst vor islamistischem Terrorismus erleben sie wachsende Vorbehalte gegenüber muslimischen Menschen und gegenüber dem Islam selbst. 65 % der Deutschen misstrauen Muslimen generell, benennt eine Heitmeyer-Studie der Universität Bielefeld (Heitmeyer 2005). Es geht also um ein gesamtgesellschaftliches Phänomen, das alle Kreise der Gesellschaft berührt. Nicht nur in sozialen Brennpunkten ist der Gesprächsbedarf groß, gerade Kirchengemeinden mit geringer muslimischer Nachbarschaft brauchen Austausch und Information und erleben einen großen Lernbedarf. In Kirchengemeinden mit großem muslimischem Migrationsumfeld sinkt dagegen die Bereitschaft zum Dialog. »Das bringt doch nichts!« ist ein Kommentar, der gelegentlich von der muslimischen wie von der Seite der Mehrheitsgesellschaft zu hören ist. Er zeugt von Ermüdung und von der Erfahrung, dass der Dialog des guten Willens an dem Punkt seine Grenzen hat, wo es um Interessenskonflikte geht, um Baugenehmigungen für Moscheen, um die Einführung des islamischen Gebetsrufs oder um die Verteilung öffentlicher Gelder für die Erwachsenenbildung oder Jugendmaßnahmen. Hier sind Runde Tische gefragt, moderierte Gespräche mit allen Beteiligten. Kirchengemeinde kann hier die Rolle eines Katalysators oder Mediators einnehmen. Kontraproduktiv ist es dagegen, wenn sie meint, die Rolle der Gesamtgesellschaft übernehmen zu sollen. An den Runden Tisch gehören die verantwortlichen Entscheidungsträger, die Bürgermeister und Kommunalpolitiker sowie die Verantwortlichen der Verwaltung und des öffentlichen Lebens. Wenn sie fehlen, führt guter Wille eher zu Enttäuschung und damit zum Unfrieden.

Kirchengemeinden engagieren sich im christlich-muslimischen Dialog zur Identitätsbestimmung und Selbstvergewisserung. Erst seit den 1990er-Jahren wächst die Erkenntnis, dass muslimische Migranten ein Teil der deutschen Gesellschaft werden wollen oder es längst sind. Damit erleben sie das erste Mal seit dem II. Weltkrieg, dass eine zweite Religion neben der christlichen existiert, die durch ihre Größe einen verändernden Einfluss auf die Mehrheitsgesellschaft hat. Dieses löst keine geringe Verunsicherung, mitunter auch Anfechtung, aus und wird damit für Kirchengemeinden zu einem Thema der Seelsorge. Während Christen ihr Glaubensleben zunehmend im Verborgenen leben und damit der Scheu des säkularen Menschen Rechnung tragen, nehmen sie muslimische Kopftücher, Gebetsketten und auch Moscheebesuche wahr. Leere Kirchen und ein ständig schwindendes Wissen um den Glauben auf der einen Seite, erleben Christen auf der anderen Seite den

2 Kor 5,19f.: Denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott!

Bau moderner Moscheebauten. So kam es 2003 im Dortmunder Stadtteil Hörde zu einem massiven Moscheebaukonflikt. Die türkische Moschee des DITIB-Verbandes zeichnete sich durch überdurchschnittliches Engagement im Dialog mit der Kirche und der Öffentlichkeit aus. Dennoch kam es zu erbitterten Protesten, die sich auch am Bauprojekt von einigen Dutzend Wohnungen festmachten, die mit der Moschee errichtet werden sollten. Im Hintergrund des Konflikts stand der Trauerprozess eines Stadtteils im industriellen Strukturwandel. Das Stahlwerk, wirtschaftliches Herz des Ortsteils, symbolisiert durch die Tag und Nacht brennende »Hörder Fackel«, wurde abgebaut. Mit dem Bau von Moschee und Minarett trat eine neue Symbolik an ihren Platz und veränderte die Stadtsilhouette. Es gelang der evangelischen Kirche durch intensive Bemühungen, diesem Wandel und der damit verbundenen Trauer Ausdruck zu geben und in diesem Konflikt zu vermitteln. Die Kreissynode Dortmund-Süd verabschiedete am 01.03.2004: »Wir dürfen nicht unterschätzen, wie stark die Verlustgefühle der Menschen darüber sind und wie groß die Aufgabe ist, hier Trauerarbeit zu leisten und diesen Identitätsverlust auszugleichen. Nehmen wir aber auch wahr, dass muslimische Familien in Hörde ebenso diesen Abschied von der Stahlindustrie vollziehen, die ihnen über Jahrzehnte Arbeit und Lebensraum gegeben hat. Eine Moschee ist immer auch ein Stück öffentlicher Raum und zeigt damit, dass Muslime als gleichberechtigte Partner in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden möchten. Damit ist dieses Bauprojekt ein Zeichen für die Integration. Als evangelische Kirche begrüßen wir das Vorhaben, am Grimmelsiepen eine Moschee zu errichten.«

Kirchengemeinden engagieren sich im interreligiösen Dialog, weil Begegnung ein Wesensmerkmal von Kirche ist. »Wenn sich die Kirche den Muslimen zuwendet, treibt sie nicht ein ihr fremdes Geschäft, sondern ihr Sein und ihre Sendung führen sie notwendigerweise zu den ihr religiös Fremden.« (Kirchenamt der EKD 2000, 24) In einem Dialog, der von Respekt und Fairness gekennzeichnet ist, hat auch das Bekenntnis des eigenen Glaubens seinen Ort. Das Bibelwort, mit dem dieser Dialog oftmals begründet wird, steht in 1 Petr 3,15b: »Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.« Voraussetzung ist dabei ein lebendiger Dialog, ein Dialog des Alltags, der das Leben und Zusammenleben umfasst. Voraussetzung ist auch, dass der Gesprächspartner, der vom eigenen Glauben spricht, mit derselben Intensität bereit ist zuzuhören, wenn sein Gegenüber seinen Glauben benennt. Wer sich diesen Dialog zumutet, wird auch die schmerzliche Erfahrung machen, dass grundlegende Glaubensaussagen im Dialog als unvereinbar stehen bleiben müssen. Er wird aber auch erleben, wie eng beieinander die Schrifttraditionen von Judentum, Christentum und Islam liegen und wie spirituell bereichernd es sein kann, sich mit einem Gegenüber auszutauschen, das seinen eigenen Glauben mit Überzeugung lebt. Ein solch intensiver Dialog ist die Frucht harter Arbeit, denn die Verständigungshürden sind hoch. Gerade mit muslimischen Mig-

ranten ist die Verständigung zunächst schlicht ein Sprachproblem. Aber auch jenseits dieses Problems machen Dialogtreibende die ernüchternde Erfahrung, dass sie nach Stunden des Gesprächs merken, über völlig verschiedene Inhalte gesprochen zu haben. Zur Arbeit des Dialogs gehört es, die Inhalte des eigenen Glaubens so neu zu formulieren, dass sie jenseits der eigenen religiösen Sprachwelt verständlich sind. Kirchliche Dialogtreibende, die diese Arbeit leisten, und es zum Beispiel geschafft haben, einem Muslim den Karfreitag oder das Pfingstfest verständlich zu machen, erleben dies als Stärkung des eigenen Glaubens. Das Eigene mit fremden Augen und Ohren neu zu erleben, wird als bereichernd erfahren. Der interreligiöse Dialog hat Gemeinde aufbauende Wirkung.

Seit dem Attentat in New York am 11. September 2001 bekommt der Dialog mit dem Islam von evangelischer Seite in Deutschland eine stärker apologetische Komponente. Es ist immer Teil des Dialogs, Differenzen zu bestimmen und Grenzlinien festzustellen. Ein gelingender Dialog wird aber stärker aus der Mitte des eigenen Glaubens die Mitte des anderen Glaubens zu verstehen suchen als von den Grenzen aus. Dies ist Ausdruck christlicher Freiheit. »Wie Regierungen (Röm 13) können auch Religionen Werkzeuge Gottes sein. Wir begegnen auch im Islam wie in anderen Religionen Menschen, die schon in Gottes Hand sind.« (EKD 2000, 29) In diesem Sinne lehnen die Theologischen Leitlinien auch einen Absolutheitsanspruch des Christentums ab: »Das wäre nämlich ein Anspruch, über den die glaubenden Menschen in ihrer subjektiven Aneignung der Wahrheit verfügen und den sie mit dem Aufgebot weltlicher Mittel gegen andere Religionen und die Menschen, die ihnen anhängen, wenden. Die Geschichte der christlichen Mission ist leider reich an Vorgängen, bei denen die Wahrheit des christlichen Glaubens auf diese Weise vertreten wurde. Das wird dem Christentum bis heute zu Recht vorgehalten. Theologisch geurteilt handelt es sich bei solchen Vorgängen um eine von Menschen in Besitz und in Betrieb genommene Wahrheit und also um ein Werk von Sündern. Die Wahrheit als Ereignis aber wird niemals ein menschlicher Besitz.« (EKD 2003, 14f.)

Unterstützungsstrukturen, Gremien, Aktivitäten

Im deutschen Raum haben alle Landeskirchen Ansprechpartner/innen für den Islam bzw. den christlich-islamischen Dialog betreffende Fragen. Darüber hinaus beschäftigt sich die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) im innerdeutschen wie auch im europäischen Kontext in unterschiedlichen Gremien mit den Handlungsfeldern des interreligiösen Lernens.²

² Namen und Adressen der landeskirchlichen Kontaktpersonen, ausführliche In-

Für die Ebene der Kirchengemeinden und Kirchenkreise bestimmt ist das Heft »Erste Schritte wagen – Eine Handreichung für die Begegnung von Kirchengemeinden mit ihren muslimischen Nachbarn« (Arbeitsgruppe »Islam/Interreligiöser Dialog« 2002; Evang. Kirche von Westfalen 2001).

Folgende Gremien arbeiten überregional am Thema:

- Die »Konferenz für Islamfragen« (KIF) kommt auf Einladung der EKD zusammen, beschäftigt sich mit den Fragen des Zusammenlebens von Christen und Muslimen in Deutschland und bietet Fortbildungen zum Thema an. Mitglieder sind die für Islamfragen zuständigen Fachleute aus Landeskirchen, kirchlichen Werken und Verbänden im Bereich der EKD sowie weitere Organisationen.
- Die bereits 1976 gegründete Islamisch-Christliche Arbeitsgruppe (ICA) legt ihr Augenmerk vorwiegend auf die gemeinsame Lösung praktischer Probleme, die sich aus dem Zusammenleben in Deutschland ergeben. In der Arbeitsgruppe sitzen Vertreterinnen und Vertreter verschiedener islamischer Organisationen sowie Personen aus den Bereichen der römisch-katholischen Kirche, der griechisch-orthodoxen Kirche und der EKD gemeinsam an einem Tisch.
- Einmal jährlich treffen sich seit 1980 die Islambeauftragten der Kirchen auf Europäischer Ebene für mehrere Tage zum »Journées d'Arras«, um Erfahrungen auszutauschen und miteinander zu einem Thema des christlich-islamischen Dialoges zu arbeiten (www.muslims-and-christians.info).
- Auf europäischer Ebene arbeitet weiter der Ausschuss »Islam in Europa«. Die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und der Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) sind darin vertreten und haben das Arbeitspapier »Wie können wir Muslimen begegnen?« verfasst (Genf/St. Gallen 2003).
- Im Ökumenischen Rat der Kirchen findet sich das Referat »Interreligious Relations and Dialogue« (www.wcc-coe.org/wcc/what/interreligious/index-g.html). Das Referat macht es sich zur Aufgabe, den Kontakt zwischen Christen und Menschen anderen Glaubens durch multilateralen und bilateralen Dialog mit andersgläubigen Partnern zu fördern und dadurch Vertrauen zu schaffen, gemeinsame Herausforderungen aufzugreifen sowie strittige Fragen zur Sprache bringen.

formationen über Aktivitäten der EKD zum Arbeitsbereich des interreligiösen Lernens und einen Überblick über Handreichungen und Stellungnahmen zum genannten Thema findet man im Internet unter www.kirche-islam.de.

Hospitationsprojekt Korankurs – Konfirmandenunterricht – Kommunionunterricht

Im Gemeinderaum einer Duisburger Moschee treffen sich der Imam der Gemeinde, Mitglieder des Moscheevorstands, katholische und evangelische Pfarrer, ehrenamtliche Kommunionmütter und Mitarbeitende im Konfirmandenunterricht. Sie haben eine Arbeitsgruppe gebildet, die sich regelmäßig trifft zum Projekt »Religionspädagogischer Austausch über die Glaubensvermittlung an Kinder und Jugendliche«. Begleitet von den Bildungswerken der Kirchen haben sie in einer Vereinbarung das Ziel formuliert, »über zufällige Begegnungen vor Ort hinaus eine Struktur der Begegnung und eine Kultur des interreligiösen Lernens zu schaffen, um so nachhaltiger das Wissen voneinander zu fördern, die einander fremden Lebenswelten zu öffnen, transparenter zu machen und das Vertrauen zueinander zu festigen, das für ein friedliches Miteinander in Duisburg notwendig ist«.

Gerade angesichts des Misstrauens und der Unwissenheit gegenüber dem Koranunterricht in deutschen Moscheegemeinden wollen sie sich informieren über die Ziele, Methoden und Inhalte des Unterrichts, aber genauso auch Einblick geben in christliche Formen der Glaubensvermittlung an Kinder und Jugendliche. Dabei zeigt sich auch, wie wenig schon Katholiken und Protestanten übereinander wissen. Seit Januar 2003 besucht man sich nun gegenseitig im Unterricht und hospitiert anhand eines Hospitationsleitfadens, den man gemeinsam entwickelt hat. Was die Unterrichtenden verbindet, ist das Bemühen, den Jugendlichen in ihrer überwiegend säkularisierten Lebenssituation nahe zu bringen, was gelebter Glaube ist. Ob muslimische oder christliche Jugendliche, sie haben denselben Lebensraum und besuchen dieselben Schulen. Darum staunen die Unterrichtenden, wie ähnlich die Probleme in Kirche und Moschee sind, wenn es beispielsweise um Konzentration oder Disziplin geht. Obwohl es bei dieser Hospitation immerhin um das Innerste der Glaubensvermittlung geht, ist in der Arbeitsgruppe das gegenseitige Verständnis und die Vertrauensbasis untereinander beeindruckend. Man spricht offen über die Probleme, Schwächen und auch Chancen der eigenen Katechese. Dabei ist die Verständigung schon sprachlich schwierig, weil die muslimischen Theologen kein Deutsch sprechen. Aber auch sonst muss vieles in der eigenen Glaubenskultur Selbstverständliche genau erklärt werden, damit die Hospitierenden sich überhaupt ein Bild machen können von den Inhalten der Katechese. Nach einer Auswertungsphase ist auch an eine Dokumentation des Projektes gedacht.

Die interkulturelle Spinnstube

Eine evangelische Gemeinde im Ruhrgebiet bereitet ihr jährliches Gemeindefest vor und überlegt, wie sie die russland-deutschen Aussiedler der Gemeinde und die türkisch-muslimischen Familien des Stadtteils daran beteiligen kann. Durch den Kindergarten der Kirchengemeinde ist ein verlässlicher Kreis mitarbeitender türkischer Eltern vorhanden. Die Russlanddeutschen, die sich zur Gemeinde halten, sind eher ältere Menschen. Als jemand hört, dass einige ihrer Frauen regelmäßig am Spinnrad sitzen, kommt es zur Idee einer »interkulturellen Spinnstube«. Am Tag des Gemeindefests finden sich in der Stube eine Russlanddeutsche, eine Deutsche, die in der Zeit des ökologischen Aufbruchs das Spinnen am Spinnrad von ihrer Mutter neu gelernt hat, und eine Türkin. Die Letzte arbeitet, zur Verblüffung aller, stehend mit einer Spindel, wie man sie sonst nur noch aus den Märchen kennt. Die Spinnstube ist gemütlich eingerichtet, dafür wurden aus dem Fundus des Krippenspiels ein großes Schaf und die Schaffelle der Hirten von Bethlehem zum Einsatz gebracht. Die Atmosphäre in der Spinnstube fasziniert die Besucher. Im Gespräch äußern sich die türkische wie die russland-deutsche Spinnerin gleichermaßen erstaunt, dass es Interesse in Deutschland gibt an diesen altertümlichen Techniken. Im Laufe des Gemeindefesttages freuen sie sich mehr und mehr am ehrlichen Interesse der Besucher und entwickeln etwas Stolz auf ihre Kenntnisse. Noch ist in der deutschen Mehrheitsgesellschaft das Bewusstsein gering für die Bedeutung der Migrantenkultur. Auch die Migranten selbst haben zumeist wenig Respekt vor ihrer eigenen Kulturgeschichte. Wenn sie ihre Herkunftskultur pflegen, können sie sich nicht vorstellen, dass dieses Erbe auch für die Mehrheitsgesellschaft von Interesse ist oder sogar zu einem Teil des hiesigen Kulturerbes werden könnte.

Interreligiöses Gebet

Dortmund Anfang des Jahres 2003 – der drohende Irakkrieg bedrückt die Menschen und auch die Religionsgemeinschaften. Christen bereiten sich vor, ein überwiegend von Muslimen bewohntes Land anzugreifen – auch so kann man diesen drohenden Krieg betrachten. Umso bedeutungsvoller ist es, dass in Dortmund Christen und Muslime verschiedener Konfessionen und Nationalitäten und Mitglieder der kleinen Baha'i-Gemeinde zusammenkommen und beschließen, ein Friedensgebet zu veranstalten. Sie kennen sich seit Jahren und ihre Vertrauensbasis ist gut. Sie sind nicht in allen politischen Fragen einer Meinung genauso wie sie in Glaubensfragen nicht übereinstimmen. Aber sie kennen und respektieren einander in ihrem Glaubensverständnis, sie

nehmen die Ernsthaftigkeit des Gebetes der anderen Religion wahr und sie rechnen damit, dass bei aller Verschiedenheit ihres Glaubens es doch der eine Gott ist, zu dem sie beten. »Die Rede von dem einen Gott sagt nicht dasselbe wie die verbreitete Meinung ›wir glauben doch alle an denselben Gott‹. Denn diese Behauptung lässt offen, wer Gott ist – so, als ob Gott sich nicht offenbart hätte.« (Kirchenamt der EKD 2000, 27)

Es gibt viele Gründe, warum Menschen verschiedener Religion sich veranlasst sehen, gemeinsam zu beten. Am elementarsten erleben dies Eltern in religionsverschiedenen Ehen, die gemeinsam für ihre Kinder beten wollen oder deren Kinder mit ihnen beten. In Stadtteilen mit größerem Anteil an Muslimen kommt es zunehmend am Schulbeginn zu Schulfeiern, bei denen ein muslimischer Imam und ein christlicher Pfarrer oder eine Pfarrerin mitwirken. Sie sprechen Gebete, lesen aus den Heiligen Schriften und segnen die Kinder am Beginn ihres neuen Weges. Oft kommt der Impuls aus der Lehrerschaft, dass man es für wünschenswert hält, eine Klasse ihren Schulweg gemeinsam beginnen zu lassen, damit nicht Christen und Muslime unter sich bleiben.

Gerade nach dem 11. September 2001 bildeten sich in vielen Städten Vorbereitungsgruppen für interreligiöse Gebete, die mancherorts schon mit einer gewissen Regelmäßigkeit stattfinden.

Ein gemeinsames Gebet bedarf sorgfältiger Vorbereitung. Es braucht Umsicht, bis sich ein Vorbereitungskreis bildet. Manche Gemeinden müssen erst gewonnen werden für die Idee, zwischen manchen muslimischen Gemeinden besteht so große Konkurrenz, dass die eine nicht kommt, wenn die andere erscheint. Muslimische Gemeinden haben einen wesentlich geringeren Organisationsgrad als Kirchengemeinden. Umso größer ist die Gefahr, die Parität zu verletzen und übergriffig für sie mitzubestimmen, und sei es noch so gut gemeint. Dies gilt vor allem für ein Veranstaltungsmodell, bei dem die Religionen gleichberechtigte Träger sind. Im Unterschied zu einem Modell der Gastgeberschaft herrscht hier der Anspruch, gleichberechtigt zusammen zu planen und zu verantworten. Das betrifft auch die Auswahl des Ortes. Manche Gebete finden aus Gründen der Parität an neutralen Orten statt wie zum Beispiel im Rathaus, in einem öffentlichen Saal oder auch in einer Schule. Anderen Vorbereitungskreisen ist es wichtiger in der Atmosphäre eines religiösen Raumes zusammenzukommen. Sie streben es an, dass das Gebet mal in einer Kirche, mal in einer Moschee und mal in der Synagoge stattfindet.

Immer wieder gibt es auch Probleme bei der Benennung einer solchen Veranstaltung. Der Begriff des Gottesdienstes ist von christlicher Seite zu vordefiniert. Am weitesten ist die Formulierung »Feier«. Sie hat ihren Sinn zum Beispiel in der Schule, wenn es nicht nur um religiöse Inhalte geht. Wenn es deutlich ist, dass das Gebet im Mittelpunkt der Veranstaltung stehen soll, ist es erfahrungsgemäß sinnvoll, auch von einem gemeinsamen Gebet zu sprechen.

Generell setzt sich der Begriff »interreligiöses Gebet« durch. Der Ausdruck »multireligiöses Gebet«, der betont, dass jede Religion nur ihre eigenen Gebete verantwortet, nimmt nicht wahr, dass das Beten mit mehreren Religionen immer mehr ist als die Addition der verlesenen Texte und der anwesenden Personen. Nicht nur, dass die Veranstaltung als solche von den beteiligten Religionen gemeinsam verantwortet wird, zwischen den Teilnehmenden eines Gebets findet immer auch Bewegung, Begegnung und Interaktion statt.

Ein gemeinsames Gebet der Religionen berührt immer die Grenzen der Religionen. Es wird immer Ausnahme sein, nicht die Regel. Darum darf keiner der Teilnehmenden zum Beten vereinnahmt werden, sondern braucht den Freiraum, ob er nur zuhören, innerlich teilnehmen oder mitbeten möchte. Es ist gerade die Stärke einer Gebetsveranstaltung, dass sie primär eine spirituelle Ebene hat. Darum heißt die Orientierungshilfe der Evangelische Kirche im Rheinland »Christen und Muslime nebeneinander vor dem einen Gott« (Düsseldorf, 32001). Damit unterscheidet sich das interreligiöse Beten vom Dialog der Religionen, der in seiner Blickrichtung immer das Unterschiedliche herausarbeiten wird. Gemeinsames Beten darf aus demselben Grund auch nicht zu politischen oder anderen Kundgebungen benutzt werden. Dieses wäre ein Missbrauch gegenüber der spirituellen Offenheit der Teilnehmenden.³

Die Ausstellung »Jede hat ihren Glauben. Aber es ist ein Gott.«

Ein Projekt interreligiösen Lernens für Kirchengemeinden begegnet uns in der Wanderausstellung »Jede hat ihren Glauben. Aber es ist ein Gott.« Evangelische und katholische Studentinnen der Theologie und Religionspädagogik der RWTH Aachen haben im Rahmen eines Projektes muslimische Frauen interviewt, um die Vielfalt der Lebensentwürfe von muslimischen Frauen kennen zu lernen.⁴ In Hinblick auf Alter, Herkunft und auch religiöse Identität begegnen sich sehr unterschiedliche Frauen. Manche identifizieren sich sehr bewusst mit dem Islam, andere verstehen sich als Musliminnen, haben aber ein ambivalentes Verhältnis zu ihrer Religion. Dabei zeigen die Inter-

3 Die spirituelle Seite des Betens wird besonders herausgestellt im Arbeitspapier des KEK/CCEE-Ausschusses »Islam in Europa« der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) »Christen und Muslime: Gemeinsam beten?« (Genf/St.Gallen, 2003).

4 Begleitet wird dieses Projekt durch Dr. Christoph Dahling-Sander, den Leiter der Arbeitsstelle Islam und Migration der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers.

viewpartnerinnen die Vielfalt muslimischen Lebens und lassen darüber hinaus auch am muslimischen Blick auf eine christlich geprägte Umwelt teilhaben. Ein besonderer Reiz dieser Ausstellung besteht darin, dass sie nicht in sich abgeschlossen ist, sondern sich als ein »work-in-progress« versteht: An jedem Ort soll die Ausstellung durch Interviews mit Musliminnen vor Ort sowie ein ausführliches Begleitprogramm ergänzt werden. Erst durch diese Ergänzungen und lokalen Konkretionen realisiert sich das eigentliche Ziel der Ausstellungsmacherinnen, nämlich den Dialog christlicher und muslimischer Menschen vor Ort zu initiieren bzw. zu vertiefen, um sich gegenseitig kennen zu lernen und zu bereichern.

Zum Weiterlesen

Kirchenamt der EKD (Hg.), Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland. Gestaltung der christlichen Begegnung mit Muslimen. Eine Handreichung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2000.

Evangelische Kirche im Rheinland, Christen und Muslime nebeneinander vor dem einen Gott, Düsseldorf 2001.

Literatur

Arbeitsgruppe »Islam/Interreligiöser Dialog« der Evang.-Lutherischen Kirche in Bayern (Hg.), »Erste Schritte wagen – Eine Handreichung für die Begegnung von Kirchengemeinden mit ihren muslimischen Nachbarn« in überarbeiteter Auflage 2002; in überarbeiteter Fassung von der Evang. Kirche im Rheinland und der Evang. Kirche von Westfalen 2001 herausgegeben.

Evangelische Landeskirche in Württemberg, Eine Moschee ist geplant. Wie verhält sich die Kirchengemeinde? Handreichung für Kirchengemeinderäte und engagierte Gemeindeglieder, Stuttgart 2003.

Kirchenamt der EKD (Hg.), Christlicher Glaube und nichtchristliche Religion. Theologische Leitlinien, EKD-Text 77, 2003.

Konferenz Europäischer Kirchen (KEK)/Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), Wie können wir Muslimen begegnen?, Genf/St. Gallen 2003 (Arbeitspapier).

Heitmeyer, Wilhelm, Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Die theoretische Konzeption und empirische Ergebnisse aus den Jahren 2002, 2003 und 2004, in: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.), Deutsche Zustände. Folge 3, Frankfurt a.M. 2005, 13-36.